



CHARLES DICKENS

Dombey und Sohn

Band 1 & 2



N U L L
NP
P A P I E R

Charles Dickens

Dombey und Sohn

Band 1 & 2

Charles Dickens

Dombey und Sohn

Band 1 & 2

Veröffentlicht im Null Papier Verlag, 2024
Klosterstr. 34 · D-40211 Düsseldorf · info@null-papier.de
Übersetzung: Carl Kolb
EV: Gutenberg-Verlag, Hamburg, 1928 (863 S.)
2. Auflage, ISBN 978-3-962815-79-0



Inhaltsverzeichnis

Band 1	4
Einleitung.	5
Erstes Kapitel. – Dombey und Sohn.	8
Zweites Kapitel. – In welchem zeitige Vorsorge für einen Fall getroffen wird, der bisweilen in den geordnetsten Familien vorkommt.	25
Drittes Kapitel. – In welchem sich Mr. Dombey als Mann und Vater an der Spitze seines Hauswesens zeigt.	42
Viertes Kapitel. – In dem einige weitere erste Anzeichen in betreff des Schauplatzes dieser Abenteuer auftreten.	60
Fünftes Kapitel. – Pauls Gedeihen und Taufe.	81
Sechstes Kapitel. – Pauls zweite Verwaisung.	111
Siebentes Kapitel. – Vogelperspektive von Miss Toxs Wohnung und ihre Liebhabereien.	146
Achtes Kapitel. – Pauls weitere Fortschritte – sein Gedeihen und sein Charakter.	156
Neuntes Kapitel. – In welchem den hölzernen Midshipman Angelegenheiten treffen.	190
Zehntes Kapitel. – Enthält die Folgen, die das Unglück des Midshipman nach sich zieht.	213
Elftes Kapitel. – Paul betritt einen neuen Schauplatz.	232
Zwölftes Kapitel. – Pauls Erziehung.	256
Dreizehntes Kapitel. – Mr. Dombey's Büro.	286
Vierzehntes Kapitel. – Paul wird immer altmodischer und geht nach Hause in die Ferien.	306
Fünfzehntes Kapitel. – Erstaunliche Verschmitztheit des Kapitän Cuttle und ein neues Geschäft für Walter Gay.	346
Sechzehntes Kapitel. – Was die Wellen immer sagten.	372

Siebzehntes Kapitel. – Kapitän Cuttle macht ein kleines Geschäft für die jungen Leute.	381
Achtzehntes Kapitel. – Vater und Tochter.	400
Neunzehntes Kapitel. – Walters Abreise.	431
Zwanzigstes Kapitel. – Mr. Dombey macht eine Reise.	454
Einundzwanzigstes Kapitel. – Neue Gesichter.	477
Zweiundzwanzigstes Kapitel. – Wie Mr. Carker, der Geschäftsführer, ein kleines Geschäft betreibt.	495
Dreiundzwanzigstes Kapitel. – Florence ist einsam und der Midshipman geheimnisvoll.	527
Vierundzwanzigstes Kapitel. – Das Studium eines liebenden Herzens.	565
Fünfundzwanzigstes Kapitel. – Seltsame Neuigkeiten von Onkel Sol.	585
Sechszwanzigstes Kapitel. – Schatten der Vergangenheit und der Zukunft.	601
Siebenundzwanzigstes Kapitel. – Tiefere Schatten.	628
Achtundzwanzigstes Kapitel. – Veränderungen.	657
Neunundzwanzigstes Kapitel. – Wie Mrs. Chick die Augen aufgehen.	675
Dreißigstes Kapitel. – Die Zeit vor der Hochzeit.	695
Einunddreißigstes Kapitel. – Die Trauung.	720
Band 2	747
Zweiunddreißigstes Kapitel. – Der hölzerne Midshipman geht in die Brüche.	748
Dreiunddreißigstes Kapitel. – Gegensätze	779
Vierunddreißigstes Kapitel. – Wieder eine Mutter und eine Tochter.	800
Fünfunddreißigstes Kapitel. – Das glückliche Paar.	821
Sechszwanzigstes Kapitel. – Der offizielle Einzugsschmaus.	841
Siebenunddreißigstes Kapitel. – Mehr als eine Warnung.	861

Achtunddreißigstes Kapitel. – Miss Tox nimmt eine alte Bekanntschaft wieder auf	879
Neununddreißigstes Kapitel. – Weitere Abenteuer des Schiffskapitäns Edward Cuttle.	895
Vierzigstes Kapitel. – Häusliche Verhältnisse	924
Einundvierzigstes Kapitel. – Neue Stimmen auf den Wellen	951
Zweiundvierzigstes Kapitel. – Vertraulich und zufällig.	968
Dreiundvierzigstes Kapitel. – Nachtwachen	994
Vierundvierzigstes Kapitel. – Eine Trennung	1008
Fünfundvierzigstes Kapitel. – Die zuverlässige Mittelsperson.	1026
Sechsendvierzigstes Kapitel. – Prüfend und nachdenklich	1040
Siebenundvierzigstes Kapitel. – Der Donnerschlag	1061
Achtundvierzigstes Kapitel. – Florencens Flucht.	1095
Neunundvierzigstes Kapitel. – Der Midshipman macht eine Entdeckung.	1114
Fünzigstes Kapitel. – Mr. Toots Herzeleid.	1143
Einundfünfzigstes Kapitel. – Mr. Dombey und die Welt.	1172
Zweiundfünfzigstes Kapitel. – Geheime Mitteilung	1185
Dreiundfünfzigstes Kapitel. – Weitere Nachricht	1210
Vierundfünfzigstes Kapitel. – Die Flüchtlinge.	1236
Fünfundfünfzigstes Kapitel. – Rob, der Schleifer, verliert seine Stelle.	1254
Sechsendfünfzigstes Kapitel. – Mehrere Personen entzückt und der Preishahn entrüstet.	1274
Siebenundfünfzigstes Kapitel. – Wieder ein Hochzeit.	1310
Achtundfünfzigstes Kapitel. – Später.	1323
Neunundfünfzigstes Kapitel. – Vergeltung	1348
Sechzigstes Kapitel. – Handelt hauptsächlich von	

Hochzeiten.	1379
Einundsechzigstes Kapitel. – Erlösung	1400
Zweiundsechzigstes Kapitel. – Schluss.	1420

Danke

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Ihr

Jürgen Schulze

null-papier.de/kontakt

Klassiker bei Null Papier

- [Alice im Wunderland](#)
- [Anna Karenina](#)
- [Der Graf von Monte Christo](#)
- [Die Schatzinsel](#)
- [Ivanhoe](#)
- [Oliver Twist oder Der Weg eines Fürsorgezöglings](#)
- [Robinson Crusoe](#)
- [Das Gotteslehen](#)
- [Meisternovellen](#)
- [Eine Weihnachtsgeschichte](#)

und weitere ...

Newsletter abonnieren

Der Newsletter informiert Sie über:

- die Neuerscheinungen aus dem Programm
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

<https://null-papier.de/newsletter>

Band 1



Kapitän Cuttle

Einleitung.

Den Roman »Dombey und Sohn« schuf Dickens in den Jahren 1846 bis 1848, also nach den »Weihnachtserzählungen« und vor »David Copperfield«. Der damals etwa Fünfunddreißigjährige, auf der Höhe seines Schaffens stehend, beschäftigt sich auch hier wieder, wie schon in seinen früheren Arbeiten, mit den »moralischen Problemen« des Lebens, wenn man sich so ausdrücken darf. Die Probleme laufen alle auf die eine Hauptfrage hinaus: Wie ist das Leben recht zu gestalten, sodass wir nicht im Unmaß verhärten? Das rechte Maßhalten bedingt den schönen, wahren und guten Menschen. Aber alles Unmaß ist Sünde und führt ins Verderben. Unmaß im Besitz führt zur Habgier und zum Geiz und zu der Vereinsamung, wie sie Scrooge im »Weihnachtsabend« an sich erfahren hat. Unmaß im Selbstbewusstsein aber leiten zu Hochmut und Stolz und zu jener selbstgewählten grausam marternden Einsamkeit, unter deren Auswirkungen die Kinder des reichen Kaufherrn Dombey so schwer leiden.

Das ganze Werk ist eine großartige psychologische Darstellung der Geschichte eines solchen stolzen, eiserne Herzens, das sich mit Hochmut umpanzert, bis die Katastrophe hereinbricht: Wehe dem Wesen, das nicht zu lieben gelernt hat! Es mag die ganze Welt gewinnen, sie bleibt äußerer Glanz und erwärmt nicht sein Inneres. Es mag zuzeiten stolz und unnahbar dastehen und glauben, die liebende Demut sei Torheit und überflüssig. Aber es wird erfahren, dass zuletzt aller Hochmut aushöhlt, die Seele leer lässt und sie in der Einöde der Heimatlosigkeit frieren lässt, bis sie zu spät ihre Armseligkeit erkennt.

Für all das bietet der stolze Dombey das erschüt-

ternde Beispiel. Sein Ehrgeiz lässt ihn überall auf falsche Karten setzen. So verliert er den sorgfältig geschützten und gehegten Sohn Paul, den er nicht um des Kindes selbst willen, sondern um der Firma, des Geschäfts, des äußeren Ansehens willen liebt. So jagt er, den Verlust seiner ersten, wirklich guten Frau gar nicht empfindend, einer blendend schönen Erscheinung nach, der unglückseligen Edith, deren Mutter eine ränkevolle elegante Kupplerin ist. Durch die Verbindung mit dieser äußeren Schönheit, die er nicht liebt, sondern sich durch reiche Ausstattung erkaufte, glaubt er sein Ansehen in der Welt erhöhen zu können. Aber Edith betrügt ihn mit seinem Geschäftsführer, und der äußerlich vornehme, dünkelfhafte Dombey wird seelisch in den völligen Bankerott gestürzt, den er sich selbst verdient hat. Das Schicksal, das er erlebt, ist zugleich strenge Gerechtigkeit.

Aber wundervoll ist es nun zu beobachten, wie Dickens es versteht, neben dieser Welt der Kälte, der Berechnung, der lieblosen Hoffart eine Welt der Liebe, Hilfsbereitschaft und Güte aufblühen zu lassen. Neben der Gerechtigkeit waltet nun die *Gnade* und das erlösende Erbarmen, das die Eisesstarre des stolzen Herzens der Dombey-Welt schmilzt und einen Lebensfrühling schließlich heraufzaubert im Sinne von: Ende gut, alles gut! Ohne diese Losung, ohne diesen Glauben an die schließliche Siegeskraft des Guten in der Welt, hat Dickens, wie wir es schon aus den früheren Bänden dieser Ausgabe wissen, überhaupt keinen Roman schreiben und zum Abschluss bringen können. Diese Welt der Liebe blüht auf in den von Dombey verachteten Gestalten, die ihn später retten: in einer lieblichen Tochter, Florence, in der der Dichter ein Idealbild reiner Mädchenhaftigkeit und Weiblichkeit gezeichnet hat, in den originellen Käuzen, wie dem alten Instrumentenmacher Gills und dem wackeren

Kapitän Cuttle, einem braven Seebären von rührend-komischer Unbeholfenheit, aber dem treuesten Herzen, das es auf der Welt geben kann. Dickens zeigt hier, wie echtes Gold sich oft unter unscheinbar rauer Außenhülle verbirgt. Endlich in dem prächtigen Walter, dem frischen Jungen, der sich in schweren Sturmesnöten zum gutgearbeteten Jüngling entwickelt. In den liebenden Mächten, die diese Gestalten verkörpern, lässt der Dichter den Titelhelden seines Romans die Rettung aus dem Zusammenbruch finden.

Außer den immer bleibenden menschlichen Wahrheiten, die sich in diesem Werke herausheben, bietet das Buch ein schon kulturhistorisch interessantes Spiegelbild der damaligen englischen Gesellschaft. Wir sind geneigt, über manche altmodische Umständlichkeiten jener empfindsameren Zeit, als die unsere ist, zu lächeln. Aber wer weiß: werden nicht auch unsere Enkel wieder lächeln über manche Torheiten unserer heutigen Gesellschaft, über Torheiten, die wir heute noch gar nicht als solche empfinden? Man muss Dickens mit Zeit und Behagen lesen, wie wir schon in der Einleitung zu den »Pickwickiern« ausführten. Dann wird man gerade aus dem zeitlichen Kolorit manchen erkenntniswerten Schatz auch für unsere moderne Zeit mitnehmen.

Die Durcharbeitung dieses Werkes fiel für den Herausgeber in eine Zeit, da er selbst durch Amtsgeschäfte und berufliche Tätigkeit sehr in Anspruch genommen war. Umso dankbarer ist er daher seiner bisherigen treuen Helferinnen an diesem Unternehmen, Frau Clara Weinberg, für die geleistete Unterstützung.

Den 26. Januar 1928.

Paul Th. Hoffmann

Dombey und Sohn.

Dombey saß in der Ecke des abgedunkelten Zimmers in dem großen Lehnstuhl neben dem Bett, und *Sohn* lag, warm eingewickelt, in einem Korbnestchen, das unmittelbar vor dem Feuer auf einem niedrigen Schemel stand und der Glut sich so nah befand, als ob die Konstitution des jungen Herrleins Ähnlichkeit habe mit der einer Semmel, die braun geröstet werden muss, solange sie noch frisch ist.

Dombey war ungefähr achtundvierzig Jahre alt, *Sohn* etwa achtundvierzig Minuten. *Dombey* war etwas kahl, ziemlich rot und, obschon sonst ein wohlproportionierter Mann, doch zu ernst und zu pomphaft in seinem Äußern, um durch dieses sonderlich anzusprechen, während *Sohn* sehr kahl, sehr rot und, wenn auch unleugbar ein sehr schönes Kind, im Allgemeinen vorderhand etwas zerdrückt und verbeult aussah. Auf *Dombey*s Stirn hatten Zeit und Sorge, wie an einem Baum, der bald zum Fälen reif ist, allerlei Merkmale eingegraben: denn besagte beiden Schwestern schreiten schonungslos durch die Menschenforsten und lassen überall die Zeichen ihres Dagesenseins zurück. Das Gesicht von *Sohn* aber war von tausend kleinen Furchen gekreuzt, die dieselbe hinterlistige Zeit mit dem flachen Teil ihrer Sense auszuglätten bestimmt war – eine Vorbereitung für die tieferen Eindrücke späterer Jahre.

Überglücklich ob der langersehnten Ereignisse klimperte und klimperte Dombey mit der schweren goldenen Uhrkette, die unter dem eleganten blauen Frack hervorblickte, während die Knöpfe des erwähnten Kleidungsstückes in den matten Strahlen des fernen Feuers phosphorisch funkelten. Sohn dagegen reckte seine Händchen in die Höhe, ballte sie zu Fäustchen und schien mit dem Dasein, in das es so unerwartet getreten war, Handel anfangen zu wollen.

»Mrs. Dombey«, begann Mr. Dombey, »das Haus wird fortan nicht bloß der Firma nach, sondern nun auch wieder in der Tat Dombey und Sohn sein. Dombey und Sohn!«

Diese Worte übten einen so starken Einfluss aus, dass der Sprecher (freilich nicht ohne einiges Zögern, da er an dergleichen nicht gewöhnt zu sein schien) dem Namen der Mrs. Dombey einen Ausdruck der Zärtlichkeit beifügte, er sagte nämlich:

»Mrs. Dombey, meine – meine Liebe«

Ein flüchtiges Rot, das Merkzeichen einer kleinen Überraschung, glitt über das Antlitz der Wöchnerin, als sie ihre Blicke zu Mr. Dombey erhob.

»Er wird in der Taufe den Namen Paul erhalten, meine Mrs. Dombey, – natürlich.«

Sie wiederholte matt das »natürlich«, oder schien es wenigstens durch die Bewegung ihrer Lippen tun zu wollen; dann aber schloss sie die Augen wieder.

»Seines Vaters Name, Mrs. Dombey, und seines Großvaters! Wollte Gott, sein Großvater hätte diesen Tag erlebt.«

Und abermals fügte er – genau in demselben Ton wie früher – bei:

»Dombey und Sohn!«

Diese drei Worte umfassten die einzige Idee von Mr.

Dombey's Leben. Die Erde war nur da, damit Dombey und Sohn Geschäfte darin machen konnten, und Sonne und Mond hatten bloß die Bestimmung, für Dombey und Sohn zu scheinen, Flüsse und Meere waren da, um die Schiffe der Firma zu tragen; die Regenbogen versprachen nur ihr schönes Wetter; Sterne und Planeten liefen in ihren Kreisen, um unabänderlich einem System zu folgen, von dem Dombey und Sohn den Mittelpunkt bildete. Gewöhnliche Abkürzungen erhielten in seinen Augen ganz neue Bedeutungen, die bloß auf seine Firma Bezug hatten, und A. D. lautete in seiner Zeitrechnung nicht als *Annus Domini*, sondern als *Annus Dombei* – und Sohn.

Er hatte sich, wie vor ihm sein Vater, im Laufe der Zeit vom Sohn zu Dombey heraufgearbeitet und fast zwanzig Jahre lang die Firma als alleiniger Repräsentant vertreten. Die Hälfte dieser Periode war ihm im Ehestand entschwunden – wie einige sagen, mit einer Dame, die ihm nicht ihr Herz zur Morgengabe brachte, sondern ihr Glück in der Vergangenheit suchte und sich darin fügen musste, den gebrochenen Geist an das ergebungsvolle Dulden der Gegenwart zu fesseln. Dergleichen Gerede kam übrigens nicht leicht Mr. Dombey zu Ohren, wie sehr er auch dabei beteiligt war, und wenn es je auch so weit gekommen wäre, so würde er zu allerletzt daran geglaubt haben. Dombey und Sohn hatten zwar schon oft in Häuten, nie aber in Herzen Geschäfte gemacht, denn letztere waren ein Geschäftszweig, den sie gerne jungen Burschen und Mädchen, den Kostschülern und den Bücherschreibern überließen. Mr. Dombey pflegte zu sagen, dass ein Ehebund mit ihm an und für sich jedem auch nur mit gewöhnlichem Verstand begabten Frauenzimmer sehr wünschenswert und ehrenvoll sein müsse, und die Hoffnung, einem solchen Hause einen neuen Assozié zu geben, könne nicht fehlen, in der anspruchslo-

sesten Weiberbrust ein Gefühl des glühendsten Ehrgeizes zu wecken. Mrs. Dombey habe mit ihm diesen sozialen Ehevertrag eingegangen, der ihr, selbst eine Bezugnahme auf die Fortpflanzung der Familienfirma, fast notwendig die Teilnahme an einer gentilen und wohlhabenden Stellung sicherte, und alle diese Vorteile vollkommen eingesehen, ja noch außerdem durch tägliche Erfahrung sich überzeugen können, welche Stellung er in der Gesellschaft einnehme; sie habe stets an seiner Tafel obenan gegessen, und habe die Honneurs seines Hauses nicht nur in geziemender Weise, sondern auch mit dem Anstand einer feinen Dame gemacht; sie müsse daher notwendig glücklich sein, ob sie nun wolle oder nicht.

Oder jedenfalls lag ihr dabei nur ein einziger Hemmstein im Wege. Ja. Dies würde er zugegeben haben. Nur ein einziger, der aber zuverlässig viel in sich fasste. Sie waren zehn Jahre verheiratet gewesen, ohne bis auf die Stunde, in welcher Mr. Dombey auf dem Lehnstuhl neben dem Bette mit der goldenen Uhrkette klimperte, einen Sprößling erzielt zu haben.

Dass ich's recht sage, wenigstens keinen erheblichen. Vor etwa sechs Jahren war zwar ein Mädchen geboren, und das Kind, das sich eben erst unbemerkt ins Gemach gestohlen hatte, duckte sich jetzt schüchtern in eine Ecke, von der aus es seiner Mutter ins Gesicht sehen konnte. Aber was war ein Mädchen für Dombey und Sohn! In dem Kapitel des Firmanamens und der Firmawürde erschien ein solches Kind nur wie eine falsche Münze, die nirgends angelegt werden konnte – ein missratenes Ding, weiter nichts.

Im gegenwärtigen Augenblick war übrigens Mr. Dombey's Wonnebecher so zum Überquellen angefüllt, dass er fühlte, er könne wohl einige Tröpflein des Inhalts missen, um den Staub auf dem Nebenpfade seiner kleinen Toch-

ter damit zu benetzen. Er sagte daher:

»Florence, du kannst hingehen und dein Brüderlein ansehen, denn ich denke mir, dass dies dein Wunsch ist. Aber rühre es beileibe nicht an.«

Die Kleine warf einen lebhaften Blick auf den blauen Frack und die steife weiße Halsbinde, welche nebst ein Paar knarrenden Stiefeln und einer laut tickenden Taschenuhr ihre Idee von einem Vater verkörperten; aber ihre Augen kehrten unmittelbar darauf wieder zu dem Gesicht ihrer Mutter zurück, und sie rührte sich nicht von der Stelle, während sie zugleich ihre Lippen geschlossen hielt.

Im nächsten Moment öffnete die Dame ihre Augen und wurde des Kindes ansichtig. Die Kleine eilte auf sie zu, stand auf die Zehen, um ihr Gesichtchen besser an dem mütterlichen Busen verbergen zu können, und klammerte sich an die Wöchnerin mit einer so verzweifelten Innigkeit, wie man sie in ihren Jahren nicht erwartet hätte.

»O Gott behüte mich!« sagte Mr. Dombey, indem er ärgerlich aufstand. »Wahrhaftig, dies ist ein sehr unbesonnenes Benehmen und wird das Fieber nur steigern. Es ist wohl am besten, ich frage bei Doktor Peps an, ob er nicht vielleicht die Güte haben will, noch einmal heraufzukommen. Ich will hinunter gehen. Es wird nicht nötig sein, dass ich Euch erst bitte«, fügte er bei, während er bei der Chaiselongue vor dem Feuer einen Augenblick stehen blieb, »auf diesen jungen Gentleman ganz besondere Sorgfalt zu verwenden, Mrs. –«

»Blockitt, Sir?« ergänzte die Wärterin, ein jungferliches Stückchen verblichener Geziertheit, das sich nicht erdreistete, seinen Namen als Tatsache hinzustellen, sondern ihn nur in der Form einer milden Frage andeuten wollte.

»Auf diesen jungen Gentleman, Mrs. Blockitt.«

»Nein, Sir, gewiss nicht. Ich erinnere mich, als Miss Florence geboren wurde –«

»Ja, ja, schon gut«, entgegnete Mr. Dombey, indem er sich über das Korbbettchen beugte und zu gleicher Zeit die Stirne runzelte, »Bei Miss Florence war es schon recht, aber hier ist der Fall anders. Dieser junge Gentleman hat eine Bestimmung zu erfüllen. Eine Bestimmung, kleiner Bursch!«

Während dieser Anrede erhob er eines von den Händchen des Knaben an seine Lippen und küsste es: dann aber schien er sich zu besinnen, dass diese Handlung seiner Würde Abbruch getan haben könnte, und er verließ deshalb etwas verlegen das Gemach.

Doktor Parker Peps, einer der Hofärzte und ein Mann, der wegen seiner Kunst in der Beihilfe zur Vergrößerung bedeutender Familien sich eines hohen Rufs erfreute, ging mit auf dem Rücken gekreuzten Händen im Besuchzimmer auf und ab, zur unaussprechlichen Bewunderung des Hausarztes, der schon seit sechs Wochen unter allen seinen Patienten, Freunden und Bekannten den Fall als einen solchen ausposaunt hatte, der ihm keinen Augenblick Ruhe lasse, weil er Tag und Nacht jede Stunde gewärtig sein müsse, in Gemeinschaft mit Doktor Parker Peps beigezogen zu werden.

»Habt Ihr gefunden, Sir«, begann Doktor Parker Peps mit tiefer, klangreicher Stimme, die übrigens gleich dem Türklopfer für den gegenwärtigen Anlass gedämpft war, »dass Eure teure Gemahlin durch Euren Besuch aufgeregt wurde?«

»Stimuliert, sozusagen?« fügte der Hausarzt leise bei und verbeugte sich sodann gegen den Doktor, als wollte er sagen: »Entschuldigt, dass ich ein Wörtchen einflocht, aber es handelt sich hier um eine wertvolle Kundschaft.«

Mr. Dombey war sehr betroffen ob dieser Frage, denn er hatte so wenig an die Patientin gedacht, dass er nichts darauf zu antworten wusste. Seine Erwiderung lautete dahin, dass es ihm zur Beruhigung gereichen werde, wenn Doktor Peps noch einmal oben einen Besuch machen wolle.

»Gut. Wir dürfen es Euch nicht verbergen, Sir«, sagte Doktor Peps, »dass der Mangel an Kräften bei Ihren Gnaden, der Frau Herzogin – bitt' um Verzeihung, ich verwechsle die Namen: wollte sagen, bei Eurer liebenswürdigen Gemahlin sehr groß ist. Wir haben es mit einem gewissen Grad von *languor* zu tun, mit einer allgemeinen Abwesenheit von Elastizität, die wir lieber – nicht –«

»Sehen möchten«, setzte der Hausarzt mit einer abermaligen Kopfverbeugung hinzu.

»Ganz richtig«, entgegnete Doktor Parker Peps: »die wir lieber nicht sehen möchten. Es kommt mir vor, als ob dieses System der Lady Cankaby – entschuldigt, ich meinte, der Mrs. Dombey: ich verwechsle die Namen der Fälle –«

»Sie kommen so gar häufig vor«, murmelte der Hausarzt, »dass sich in der Tat nichts anderes erwarten lässt. Wäre es ein Wunder, wenn's nicht so sei, bei der großen Praxis, die Doktor Parker Peps im Westend hat –«

»Danke, vollkommen richtig bemerkt«, versetzte der Doktor. »Es kommt mir vor, als habe das System unserer Patientin einen Stoß erlitten, von dem sie nur durch eine große, kräftige und –«

»Nachdrückliche«, murmelte der Hausarzt.

»Ganz recht«, pflichtete der Doktor bei – »durch eine nachdrückliche Kraftanstrengung sich wird erholen können. Mr. Pilkins hier, der vermöge seiner Stellung als Hausarzt dieser Familie – ich muss sagen, ich kenne niemand, der eines solchen Vertrauens würdiger wäre –«

»O!« murmelte der Hausarzt. »Lob von Sir Hubert Stanley!«

»Ihr seid allzu gütig«, erwiderte Doktor Parker Peps. »Mr. Pilkins, der kann sein Fach am besten ausfüllen, der mit der Konstitution der Patientin im normalen Zustand bekannt ist – und ein solches Wissen ist für uns bei der Bildung unserer Ansichten über solche Fälle von hoher Wichtigkeit – teilt mein Dafürhalten, dass die Natur zu einer vollen Widerstandsfähigkeit veranlasst werden muss, und wenn unsere interessante Freundin, die Gräfin von Dombey – ich bitte wieder um Verzeihung – Mrs. Dombey – nicht imstande –«

»Sein sollte«, ergänzte der Hausarzt.

»Diese erfolgreich zu überstehen«, fuhr Doktor Parker Peps fort, »so dürfte es wohl zu einer Krisis kommen, die wir beide aufrichtig beklagen würden.«

Hierauf blieben sie einige Minuten stehen und sahen zu Boden; dann aber gingen sie auf einen stummen Wink des Doktor Parker in das obere Gemach. Der Hausarzt öffnete seinem beruflich höher stehenden Kollegen die Tür und folgte ihm voll der unterwürfigsten Höflichkeit.

Wenn wir sagen wollten, Dombey sei durch die Worte der Ärzte nicht nach seiner Art ergriffen worden, so würden wir ihm Unrecht tun. Er war allerdings nicht der Mann, der einer Erschütterung im eigentlichen Sinne zugänglich war, trug aber doch ein gewisses Bewusstsein in sich, dass es ihm sehr leid tun würde, wenn seine Gattin ernstlich erkrankte und stürbe, da ihm dann für sein Silberzeug, seine Möbel und die Hausgerätschaften etwas fehlte, was wohl zu ihnen gehörte. Aber ohne Zweifel hätte seine Trauer einen gewissen ruhigen, gentlemanischen, geschäftsmäßigen und gefassten Charakter behauptet.

Seine Betrachtungen über diesen Gegenstand wurden

aber bald durch das Rauschen von Kleidern auf der Treppe und dann durch das plötzliche Hereinstürzen einer Dame unterbrochen, die, obwohl sie in den mittleren Jahren stand, sich aber, was die Enge des Korsetts betraf, sehr jugendlich trug. Sie eilte mit einem gewissen verschraubten Wesen in Gesicht und Haltung auf ihn zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und rief mit erstickter Stimme:

»Mein teurer Paul, er ist ganz ein Dombey!«

»O, schon gut!« entgegnete ihr Bruder – denn dies war Mr. Dombey – »ich denke selbst auch, dass er den Familienzug trägt. Aber sei nicht so ungestüm, Louisa.«

»Es ist sehr töricht von mir«, sagte Louisa, indem sie Platz nahm und ihr Taschentuch herauszog, »aber er – er ist ein so vollkommener Dombey! In meinem Leben habe ich nie etwas Ähnlicheres gesehen!«

»Aber wie steht es mit Fanny selbst?« fragte Mr. Dombey. »Was hältst du von ihrem Zustand?«

»Mein lieber Paul, es ist durchaus nichts«, antwortete Louisa – »mein Wort dafür, durchaus nichts. Allerdings ist sie erschöpft, aber lang nicht in dem Grade, wie bei mir, als ich mit George oder Frederik Wöchnerin war. Man muss ihr wieder zu Kräften verhelfen, das ist alles. Wenn die liebe Fanny eine Dombey wäre! Trotzdem, ich stehe dafür, sie wird sich machen: ich zweifle nicht daran, dass sie sich noch machen wird. Mein lieber Paul, ich weiß, es ist sehr schwach und töricht von mir, dass ich vom Kopf bis zu den Füßen so zittere: aber es ist mir so seltsam, dass ich dich um ein Glas Wein und um einen Bissen von diesem Kuchen bitten muss. Ich meinte, ich müsse zum Treppfenster hinausstürzen, als ich von meinem Besuch bei Fanny und bei dem kleinen Schnäbelchen herunterkam.«

Die letzten Worte hatten ihren Ursprung in einer

plötzlichen lebhaften Erinnerung an den Neugeborenen. Sie hatte aber kaum ausgesprochen, als sich an der Tür ein leises Pochen vernehmen ließ.

»Mrs. Chick«, sagte draußen eine sehr sanfte weibliche Stimme, »wie geht es Euch jetzt, meine liebe Freundin?«

»Mein teurer Paul«, nahm Louisa leise das Wort, indem sie sich zugleich von ihrem Sitze erhob, »es ist Miss Tox – das wohlwollendste Geschöpf. Ohne sie hätte ich nicht herauskommen können. Miss Tox, mein Bruder Mr. Dombey. Lieber Paul, meine ganz besondere Freundin, Miss Tox.«

Die so speziell vorgestellte Dame war ein langes mageres Frauenzimmer von so verblichener Außenseite, dass es den Anschein hatte, als sei sie, wie es die Modewarenhändler nennen, von Haus aus nicht »echtfarbig« gewesen, und deshalb in der Wäsche allmählich ganz und gar verschossen. Außerdem aber hätte man sie als die wahre Blume von Sanftmut und Höflichkeit bezeichnen können. Infolge ihrer langen Gewohnheit, allem, was in ihrer Gegenwart gesprochen wurde, ein bewunderndes Ohr zu schenken, wobei sie die Redenden anzusehen pflegte, als sei sie innerlich beschäftigt, die Bilder derselben in ihre Seele aufzunehmen und sich nur mit dem Leben von ihnen zu trennen, hatte sich ihr Kopf völlig nach der einen Seite verschoben. An ihren Händen bemerkte man stets ein krampfhaftes Zucken, sich wie in unwillkürlicher Bewunderung aus eigenem Antrieb zu erheben, und ihre Augen waren einer ähnlichen Manier unterworfen. Sie hatte die weichste Stimme, die man nur hören kann, und ihre erstaunlich sperberartige Nase war in der Mitte oder am Schlussteine des Rückens mit einem kleinen Knauf versehen, der gegen ihr Gesicht abwärts lief, wie in unüberwindlicher Entschlossenheit, nie ein Aufwerfen des ge-

dachten Gesichtsvorsprungs zu gestatten.

Obschon ihr Kleid vollkommen nett und gut war, drückte sich doch eine gewisse Eckigkeit und Knappheit darin aus. In ihren Hüten und Hauben pflegte sie wunderliche, unkrautartige Blümchen zu tragen, und in ihrem Haar bemerkte man bisweilen seltsame Gräser: auch konnte jeder, der sich dafür interessierte, an ihren Kragen, Rüschchen, Manschetten und sonstigem Spitzenzeug – kurz an allem, was an ihrem Kleid die Bestimmung hatte, sich zu vereinigen, die Wahrnehmung machen, dass die beiden Enden nie auf freundschaftlichem Fuß miteinander standen, sondern stets eine große Neigung verrieten, die Verbindung nicht ohne Kampf vollziehen zu lassen. Für ihren Winterputz hatte sie Pelzkragen, Boas und Muffe, die stets in herausfordernder Weise auf der einen Seite standen und wild ihre Haare sträubten; auch besaß sie die Liebhaberei, stets kleine Beutel mit Federschlossern bei sich zu führen, die, wenn sie geöffnet werden sollten, wie kleine Pistolen losgingen, und sooft sie sich in vollem Putz zeigte, prunkte an ihrem Hals das geschmackloseste aller Schlösser mit einem alten, glotzenden Auge, in dem auch nicht eine Spur von Sinn lag. Diese und andere ähnliche Merkmale dienten dazu, die Ansicht zu verbreiten, Miss Tox sei eine Dame von zwar beschränkten, aber doch unabhängigen Mitteln, die sie im besten Lichte erscheinen ließ. Möglich, dass ihr trippelnder Gang diesen Glauben ermutigte, weil man daraus entnehmen konnte, der Umstand, dass sie einen gewöhnlichen Schritt in drei abteilte, habe notwendig seinen Ursprung in der Gewohnheit, alles aufs beste zu tun.

»In der Tat«, sagte Miss Tox mit einem bewundernswürdigen Knix, »die Ehre, Mr. Dombey vorgestellt zu werden, ist eine Auszeichnung, nach der ich mich längst gesehnt habe, obschon ich sie in diesem Augenblicke nicht

erwartet hätte. Meine teure Mrs. Chick – darf ich sagen, Louisa?»

Mrs. Chick nahm die Hand der Freundin in die ihrige, setzte den Fuß ihres Weinglases darauf, unterdrückte eine Träne und sprach mit gedämpfter Stimme:

»Gott behüte, wozu auch diese Frage?»

»Meine teure Louisa also«, versetzte Miss Tox, »meine süße Freundin, wie geht es Euch jetzt?»

»Besser«, erwiderte Mrs. Chick. »Darf ich Euch etwas Wein anbieten? Ihr seid fast ebenso in Sorge gewesen wie ich, und habt es daher wohl verdient.«

Mr. Dombey schenkte ihr ein.

»Miss Tox, Paul«, fuhr Mrs. Chick fort, indem sie noch immer die Hand ihrer Freundin festhielt, »war Zeuge, wie sehr ich mich im voraus auf das Ereignis des heutigen Tages freute, und hat daher eine kleine Gabe für Fanny angefertigt, die ich ihr zu überreichen versprach. Es ist nur ein Nadelkissen für den Toilettentisch, Paul, aber ich sage und werde stets sagen, ja, ich muss sagen, dass Miss Tox ihre freundliche Gesinnung der Gelegenheit allerliebst angepasst hat. Den Gruß: »zum Willkomm des kleinen Dombeylein« muss ich Poesie nennen.«

»Lautet so die Inschrift?« fragte ihr Bruder.

»So lautet die Inschrift«, antwortete Louisa.

»Um mir übrigens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, meine teure Louisa«, bemerkte Miss Tox in einem leise bittenden Ton, »müsst Ihr hinzusetzen, dass nichts als die – ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll – die Unsicherheit über die Frage des Resultats mich zu einer so großen Freiheit veranlasst hat: denn eher könnt Ihr Euch denken, dass die Fassung: »zum Willkomm des Master Dombey« – meinen Gefühlen besser entsprochen hätte. Freilich weiß man bei solchen kleinen Engelchen nie vorher, wie man mit ihnen daran ist, und

ich hoffe, diese Unsicherheit wird einem Ausdruck zur Entschuldigung dienen, der sonst als eine nicht zu rechtfertigende Vertraulichkeit erscheinen könnte.«

Miss Tox machte während dieses Vortrags gegen Mr. Dombey eine anmutige Verbeugung, die von dem Gentleman in gnädiger Weise erwidert wurde. Sogar die Art der Anerkennung von Dombey und Sohn, wie sie bisher im Gespräche sich kundgegeben, hatte für ihn etwas so Behagliches, dass seine Schwester, Mrs. Chick, – obschon er tat, als halte er sie für eine gute schwache Frau – vielleicht mehr Einfluss auf ihn üben konnte, als irjemand anders.

»Nun«, sagte Mrs. Chick mit einem süßen Lächeln, »nach diesem vergebe ich Fanny alles!«

Das war eine christliche Erklärung, und Mrs. Chick fühlte sich im Innern sehr dadurch erleichtert. Nicht, dass sie ihrer Schwägerin etwas Besonderes – oder überhaupt etwas zu vergeben gehabt hätte, wenn es nicht etwa die an sich schon starke Vermessenheit war, ihren Bruder zu heiraten und ihn sodann im Lauf der Zeit statt eines Knaben mit einem Mädchen zu beschenken. Letzteres war, wie Mrs. Chick oft bemerkte, nicht ganz das, was sie von ihr erwartet hatte, und überhaupt ein schlechter Dank für die Aufmerksamkeit und Auszeichnung, die ihr zuteil geworden.

In diesem Augenblick wurde Mr. Dombey hastig aus dem Zimmer gerufen, und die beiden Damen blieben allein beisammen. Miss Tox geriet in dem Moment in Exaltation.

»Ich wusste es ja, dass Ihr meinen Bruder bewundern würdet, und habe es Euch im voraus gesagt, meine Liebe«, bemerkte Louisa.

Die Hände und die Augen von Miss Tox bekundeten, in wie hohem Grade das geschah.

»Und was sein Vermögen betrifft, meine Liebe!«

»Ah!« entgegnete Miss Tox mit tiefem Gefühl.

»Un-ermesslich!«

»Aber, sein Benehmen, meine teure Louisa!« sagte Miss Tox. »Sein Anstand! Seine Würde! Kein Porträt habe ich je von irgendjemand gesehen, das auch nur annähernd diese Eigenschaften in sich schließt. Ihr wisst, etwas so Stattliches, Unnahbares – die breite Brust und die aufrechte Haltung. Ein pekuniärer Herzog von York, meine Liebe – kein Haar weniger! So und nicht anders kann ich ihn bezeichnen«, sagte Miss Tox.

»Ei, mein lieber Paul!« rief die Schwester, als er zurückkehrte, »du siehst so blass aus! Es ist doch nichts vorgefallen?«

»Leider muss ich dir mitteilen, Louisa, dass man mir sagt, Fanny sei – –«

»Ach, mein lieber Paul, glaube nur kein Wort davon«, entgegnete die Schwester, indem sie sich von ihrem Sitz erhob. »Wenn du mir in meiner Erfahrung nur etwas vertrauen wolltest, Paul, so kannst du versichert sein, dass es sich hier um nichts handelt, als um eine Anstrengung Fannys. Man muss sie« – fügte sie hinzu, indem sie ihren Hut aufsetzte und in geschäftsmäßiger Weise Haube und Handschuh zurechtstrich – »zu dieser Anstrengung ermutigen, ja, im Notfalle sogar dazu zwingen. Komm nur mit mir die Treppe hinauf, mein lieber Paul.«

Abgesehen von dem vorerwähnten Einflusse, den Mrs. Chick auf ihren Bruder ausübte, hatte Mr. Dombey in der Tat ein sehr großes Vertrauen zu ihr, als zu einer erfahrenen, rührigen Frau, weshalb er sich beruhigte und er ihr ohne zu zögern in das Krankenzimmer folgte.

Die Kranke lag, wie er sie verlassen hatte, auf dem Bette und hielt den Kopf ihres Töchterchens an die Brust gedrückt. Das Kleine klammerte sich mit der größten In-

nigkeit an die Mutter an, ohne das Haupt zu erheben oder die weiche Wange von dem Antlitz derselben zu lösen. Sie hatte keinen Blick für die Umstehenden, und mit ihrem tränenlosen Auge und der stummen Lippe glich sie eher einer regungslosen Statue, als einem lebenden Wesen.

»Sie hatte keine Ruhe ohne das kleine Mädchen«, flüsterte der Doktor Mr. Dombey zu, »und so hielten wir es für das beste, es ihr zu lassen.«

Um das Bett her herrschte eine feierliche Stille, und die beiden Herren über Leben und Tod blickten mit so viel Mitleid und so wenig Hoffnung auf die regungslose Gestalt, dass Mrs. Chick für eine Weile ihres Vorhabens vergaß. Sie fasste übrigens bald wieder Mut, nahm ihre Geistesgegenwart, wie sie's nannte, zusammen, setzte sich ans Krankenlager und sprach in dem gedämpften Ton einer Person, die jemand aus dem Schlaf zu wecken bemüht ist:

»Fanny! Fanny!«

Keine andere Antwort darauf, als das laute Ticken von Mr. Dombey's Uhr und Doktor Parker Peps' Uhr, die in dem tiefen Schweigen einen Wettlauf zu machen schienen.

»Fanny, meine Liebe«, sagte Mrs. Chick mit erkünstelter Sorglosigkeit, »Dombey ist hier, um nach Euch zu sehen. Wollt Ihr nicht mit ihm sprechen? Man will Euer Kind – das kleine Söhnchen – Ihr wisst ja, Fanny, Ihr habt ihn kaum gesehen – zu Bett legen, kann's aber nicht tun, ehe Ihr Euch ein wenig aufgerafft habt. Glaubt Ihr nicht auch, es sei Zeit, dass Ihr Euch ein wenig anstrengt? Eh?«

Sie neigte ihr Ohr gegen das Bett und lauschte, während sie zu gleicher Zeit nach den Umstehenden blickte und den Finger erhob.

»Eh?« wiederholte sie. »Was habt Ihr gesagt, Fanny? Ich habe Euch nicht verstanden.«

Kein Wort, kein Laut zur Erwiderung. Nur Mr. Dombey's Uhr und die des Doktor Parker Peps schienen schneller zu laufen.

»In der Tat, meine liebe Fanny«, fuhr die Schwägerin fort, indem sie ihre Stellung änderte und dabei unwillkürlich mit weniger Zuversicht, dagegen aber mit größerer Strenge sprach, »ich muss böse auf Euch werden, wenn Ihr Euch nicht aufrafft. Ein Kraftaufwand ist für Euch nötig, wie beschwerlich oder schmerzlich er auch sein mag; aber Ihr wisst ja, wir leben in einer Welt des Kämpfens, Fanny, und wir dürfen nicht nachgeben, wenn so viel von uns selbst abhängt. Kommt! Versucht es! Ich muss wahrhaftig mit Euch zanken, wenn Ihr's nicht tut!«

Das Rennen der Uhren in der darauffolgenden Pause war wild und wütend. Sie schienen gegeneinander anzu stoßen und sich auf die Fersen zu treten.

»Fanny!« sagte Louisa, mit steigender Unruhe umher schauend. »Seht mich nur an. Öffnet doch die Augen, um mir anzudeuten, dass Ihr mich hört und versteht – wollt Ihr nicht? Gütiger Himmel, Gentlemen, was ist da anzufangen?«

Die beiden Ärzte wechselten über dem Bett weg einen Blick, und Doktor Parker Pep beugte sich sodann zu dem Kinde nieder, dem er etwas ins Ohr flüsterte. Das kleine Wesen, das die Worte des Arztes nicht verstanden hatte, wandte ihm das farblose Gesicht mit den tief-schwarzen Augen zu, ohne jedoch die Mutter auch nur im mindesten loszulassen.

Das Geflüster wurde wiederholt.

»Mama!« sagte die Kleine.

Die schwache Stimme des heißgeliebten Wesens weckte selbst bei dieser tiefen Ebbe eine Spur von Besin-